

Anne de Witt

Im Land der Mond-Orchidee

Roman



Erster Teil:

Die Auswanderer

Abschied von Norderbrake

1

»Du fährst mir dort nicht hin, Neele.« Die Rechte des Mannes packte Neeles Handgelenk und zwang sie, stehen zu bleiben und ihn anzusehen. »Nicht, wenn ich es verhindern kann.«

»Du kannst es nicht verhindern, Jürgen. Wo die Nadel hingeht, da geht der Faden auch hin, das war zu allen Zeiten so. Wenn Frieder nach Java will, muss ich mit ihm.« Die junge Frau wand sich gewaltsam los. Ihre langen Kleider flatterten im Wind, der über das Flachmoor pffiff und ein Gewitter ankündigte. Ihre Zopfkrone löste sich aus den Spangen. Sie wich vor ihm zurück, und doch hätte sie sich am liebsten an ihn geklammert, einfach, weil er ein Stück Heimatland war, weil er sie hier festhalten wollte. Hin- und hergerissen zwischen der Unmöglichkeit, seinem Drängen zu folgen, und der Furcht vor dem fremden Land, in das ihr Ehemann sie zwang, ihm zu folgen, stand sie da, Tränen in den hellgrauen Augen.

»Du weinst!« Jürgen geriet so außer sich, dass er sie auf offener Dorfstraße in die Arme ziehen wollte. Sie konnte ihn gerade noch rechtzeitig abwehren. Nicht auszudenken, wenn jemand sie sah! Frieder war so eifersüchtig. Und wie Männer nun einmal waren, sah er die Schuld bei seiner Frau, nicht bei dem liebestollen Burschen, der ihr auf Schritt und Tritt nachlief. Wahrscheinlich war ihr Gatte nur deshalb so bereitwillig auf den Vorschlag der Doktorsleute eingegangen, weil er sie in Java weit weg von Jürgen wähnte. Er war nämlich im Allgemeinen kein Mensch, der Freude an Abenteuern an fernen Küsten hatte.

Mit beiden Armen stieß Neele Jürgen von sich. »Lass mich! Es ist nun einmal abgemacht; ob ich will oder nicht.« Aber sie konnte nicht verbergen, dass ihr die Tränen über die Wangen liefen bei dem Gedanken, das geliebte Moor zu verlassen, in dem sie aufgewachsen war. Als wollte es ihr den Abschied schwer machen, bot es sich in seiner ganzen abendlichen Schönheit den Blicken dar. Violette und blaue Schatten in den Mulden und Senken wechselten mit dem rotgoldenen Glanz der Bäume und Büsche, auf denen das schwindende Sonnenlicht spielte. Die Tümpel glänzten wie Spiegelscheiben. Da und dort begann bereits ein erster unternehmungslustiger Frosch zu quaken – die Ouvertüre für das nächtliche Konzert.

»Aber warum denn, warum?«, schrie er sie an. Seine Augen blitzten vor Zorn und Verzweiflung. »Was gibt es dort, was dir in deinem deutschen Vaterland fehlt? Java muss die Hölle selbst sein mit seiner schwefeligen Luft, der Asche überall, den Feuerbergen!«

Jürgens Worte steigerten Neeles Verzweiflung, und um sich selbst zu trösten, widersprach sie ihm mit schriller Stimme. »Unsinn! Pastor Ormus schreibt, es sei sehr schön dort. Und es geht nicht darum, was es dort gibt, sondern was es hier nicht mehr gibt, nämlich die Hälfte der Wurt, auf der unser Hof steht! Jürgen Simms, bist du so vernagelt? Du hast doch mit eigenen Augen gesehen, was der Sturm angerichtet hat. Noch ein solches Unwetter, und wir alle versinken mitsamt den Trümmern unseres Hauses im Moor.«

»Dann baut ein neues! Es wäre ohnehin besser, diese Mäuseburg würde versinken mitsamt alle euren schmutzigen Geheimnissen, euren ...« Er unterbrach sich erschrocken. Die Augen weit geöffnet, starrte er sie an. »War nicht so gemeint«, stammelte er schwerfällig. Plötzlich hätte er es eilig gehabt, sich von ihr zu verabschieden. Aber sie versperrte ihm den Weg, fasste ihn mit einer Hand an den Schößen des langen Gehrocks. »Nein, ich will wissen, was du gemeint hast!«

Trotzig zuckte er die Achseln. »Weißt schon. Die Schmuggler. Da waren eure Leute alle dabei.«

»Das weiß ich längst. Sag mir die Wahrheit. Und erzähl mir nicht irgendwelche Geistergeschichten über das grüne Zimmer.«

Er zuckte mürrisch die Achseln mit einer Bewegung, die ihr verriet, dass er über genau das hatte reden wollte, und stelzte davon. Erst als er schon fast außer Reichweite war, rief er drohend zurück: »Es wird dir noch leidtun, dass du Deutschland verlassen hast – und noch mehr, dass du mich verlassen hast!«

Neele Selmaker stampfte vor Zorn auf den Boden. Wenn es ihm jetzt leidtat, dass er sie nicht geheiratet hatte, warum hatte er dann nicht um ihre Hand angehalten, als sie noch zu haben gewesen war? Damals war er auf See gewesen, und nachdem er zurückgekommen war, hatte er sich nicht zu fassen gewusst vor Zorn, dass Frieder ihm zugekommen war. Nun, was sie selber anging, war es vermutlich gleich. Sie wäre mit Jürgen auch nicht glücklicher geworden als mit Frieder. Was er für Liebe hielt, war Leidenschaft und Verlangen. Er hätte sie genauso wenig gefragt, ob sie ans andere Ende der Welt auswandern wollte wie ihr jetziger Gatte.

Sie löste die Zügel, mit denen sie ihr Pferd am Pfosten vor dem Gemischtwarenladen angebunden hatte, stieg auf das Fuhrwerk und fuhr los. An diesem Tag schien sich alles gegen sie verschworen zu haben: Erst hatte es im Laden an einem Teil der Dinge gefehlt, die sie kaufen wollte, dann war sie Jürgen Simms begegnet, und jetzt zeigte sich das sonst so fügsame Pferd verdrossen, schlug mit dem Schweif und schnaubte alle naselang. Es spürte das Unwetter, das sich am Horizont sammelte und seine tintenblauen Wolken langsam gegen Norderbrake vorschob. Wie würde in Zukunft ein schlechter Tag aussehen? Moskitos in aller

Morgenfrühe, angebrannter Reis und aufsässige Einheimische? Mit dem Kaffee jedenfalls sollte es keine Probleme geben, hatte ihr Paula, die Schwester des Doktors, versichert. Auf Java baute und braute man den köstlichsten Kaffee der Welt.

Vor Jahren hatte Pastor Clemens Ormus, der Geistliche des Dorfes, einer Vision folgend den Entschluss gefasst, nach Holländisch-Ostindien auszuwandern und in der Nähe von Batavia, der Hauptstadt der Insel Java, ein evangelisches Internat einzurichten. Der Plan gedieh; von Zeit zu Zeit kamen Briefe, die von Schulklassen getaufter Einheimischer berichteten, und gelegentlich lagen Fotos und Zeichnungen dunkelhäutiger Kinder mit breiten, flachen Gesichtern bei. Das Internat befand sich in einem schmucken kleinen Herrenhaus inmitten eines parkähnlichen Gartens, dessen Bäume gespenstisch aussahen – ihre Zweige oder Ranken hingen wie die langen Locken ungekämmter alter Frauen herab. Als der Dorfarzt und seine Schwester, Lennert und Paula Anderlies, den Gedanken fassten, auszuwandern, lag es nahe, dass sie in ein Land reisen würden, wo Menschen aus ihrer nächsten Umgebung bereits Fuß gefasst hatten, und Frieder, der selten einen eigenständigen Entschluss fasste, hatte ihnen zugestimmt. Neele war nicht gefragt worden. Es galt als selbstverständlich, dass eine Ehefrau den Entscheidungen ihres Gatten gehorchte.

Übermorgen um diese Zeit würde sie schon an Bord des Ozeanliners *Het Meisje Mariaan* nach Holländisch-Ostindien unterwegs sein. Sie konnte sich nicht vorstellen, wie es sein würde, in einem vollkommen fremden Land, unter fremdartigen Menschen ihr Leben zu verbringen, nachdem sie bislang von der Welt nichts weiter als Norderbrake und ein paar Stippvisiten in Bremerhaven gesehen hatte. Vor allem vor den Menschen hatte sie Angst. Neele hatte ein einziges Mal – in Meyers Konversations-Lexikon – das Bild eines Wilden gesehen, eines schlanken, dunkelhäutigen Mannes, der bunte Papageienfedern um Kopf und Hüften trug. Sie hatte sich gefragt, was er wohl anzog, wenn es kühler wurde. Einen Mantel aus Vogelfedern vielleicht?

Neele ließ dem Pferd seinen Willen, in Gedanken bei dem Land auf der anderen Seite der Erde, in das sie schon in wenigen Tagen reisen sollte – für eine lange Zeit, wahrscheinlich für immer. Sie hatte im Lexikon nachgelesen, und dort stand auch eine ganze Menge darüber, aber das alles wollte sich in ihrem Kopf zu nichts Richtigem fügen. Es war alles so fremd und absonderlich. Clemens Ormus schrieb selten an die Leute des Dorfes, dessen Pastor er einst gewesen war, und dann erzählte er nur von seiner evangelischen Schule. Das Land rundum interessierte ihn wenig. Ihr einziger Trost war, dass es dort viele Deutsche gab, sogar Menschen aus ihrer Gegend, denn seit rund hundert Jahren trieben Hunger und Elend Auswanderer in Scharen aus dem norddeutschen Land, sei es nach Amerika, Australien,

Indochina oder eben auch Holländisch-Ostindien. Ganze Landstriche waren verarmt, seit die Maschinen Einzug gehalten und das Handwerk ruiniert hatten. In Thüringen und Sachsen, im Erzgebirge, im Vogtland, im Harz und auch hier im Elbe-Weser-Dreieck hatten die Menschen ein kümmerliches Leben geführt, oft von der Hand in den Mund. Und als sei das nicht genug Elend, waren Plagen über das Land gekommen: Trockenheit, Überschwemmungen und Hagelwetter, schließlich eine Invasion von Mäusen, die das letzte Körnchen vom Speicher fraßen.

Dass die Lebensmittelpreise immer weiter in die Höhe schnellten, hatte der Doktor ihr nicht zu erzählen brauchen, das konnten Tante Käthe und sie bei jedem Einkauf feststellen. Auf dem Land kam man mit dem selbst Angebauten ja noch einigermaßen durch, aber in den Städten hungerten viele Menschen. Auch wer arbeitete, hatte keine Hoffnung, menschenwürdig zu überleben. In Norderbrake war es nicht der Hunger, sondern das allmähliche Versinken des Dorfes im Moor, das die Bewohner in die Ferne trieb. Viele Männer waren nach Bremerhaven in die Schiffswerften gegangen, aber Dr. Anderlies und seine Schwester hatten abenteuerliche Pläne gehabt. Erst hatte er daran gedacht, als Schiffsarzt anzuheuern, aber was sollte dann aus Paula werden? Und so hatten sie an Pastor Ormus geschrieben, ob er noch weitere Mitarbeiter brauche, und eine enthusiastische Antwort bekommen: Im Weinberg des Herrn würden immer Arbeiter gebraucht.

Neele seufzte. Sie lenkte ihr Gespann entlang der schlängelnden Straße, die erst durch den Fenn führte, dann weiter im Schatten eines dunklen Hügels, auf dessen Kuppe die Reste eines prähistorischen Opferaltars standen. Das Gewitter zog schnell auf, bedeckte jetzt schon ein Drittel des Abendhimmels. Die alte Stute begann, nervös auf der Stelle zu treten, warf den Kopf hin und her, dann legte sie, unbekümmert um den straffen Zug des Geschirrs, ein hektisches Tempo vor. Sie hasste diesen Ort, genau wie alle anderen Pferde der Umgebung. Dr. Anderlies sagte, es sei, weil die Pferde dort so oft durch Blitz und Donner erschreckt worden seien. In die gewaltigen Steine des heidnischen Altars war nämlich Eisen eingelassen, das den Blitz anzog, und wenn es gewitterte, schlug der Blitz gut ein Dutzend Mal in die Hügelkuppe ein, oft mit einer Wucht, dass einem noch im Dorf unten die Ohren zufielen. Aber die Dorfbewohner hatten andere Erklärungen, und auch Neele hatte als Kind – wie alle Kinder von Norderbrake mit ihr – schreckliche Angst vor diesem abweisenden Ort gehabt. In Java lebten viele Heiden, das wusste sie aus Pastor Ormus' Briefen. Ob sie auch solche unheimlichen Altäre bauten? Opferten sie darauf? Menschen konnten sie ja heutzutage dank der christlichen Kolonialregierung nicht mehr opfern. Hühner und Ziegen vielleicht, hatte Lennert gesagt. Lennert. Dr. Lennert Anderlies. Sie musste sich straff am Zügel nehmen, ihn

nicht unversehens beim Vornamen zu nennen. Du liebe Güte, hätte Tante Käthe sich aufgeregt, wenn sie als verheiratete Frau einen anderen Mann beim Vornamen nannte, noch dazu einen Junggesellen!

Ihre Gedanken kehrten zu Jürgen zurück. Der hatte als Junge immer sein Schlimmstes getan, ihr Furcht vor dem Opferstein einzujagen, genau wie vor der Gruft ihrer Eltern – was ihm recht gut gelungen war, da er Sohn des Küsters und damit Herr über den Schlüsselbund zur Familiengruft der Laudruns gewesen war. Neele war noch sehr lebhaft gegenwärtig, welche eindrucksvolle Tracht Prügel Onkel Merten ihr verpasst hatte, als er von ihrem heimlichen Besuch dort unten erfuhr. Dabei hatte es überhaupt nichts zu sehen gegeben, nur ein tiefes, nasses Gewölbe, in dem wie Weinflaschen in Lochziegeln übereinandergestapelt die Särge der verstorbenen Laudruns standen. Nun, sich in eine Gruft zu schleichen, war auch ein dummer und geschmackloser Einfall gewesen, und im Nachhinein hatte sie Onkel Merten gegenüber für die Tracht Prügel Verständnis gezeigt.

Es tat ihr weh, dass sie niemanden von all denen, die sie in Norderbrake kannte, jemals wiedersehen würde.

Wenig später erreichte sie ihr Zuhause. Etwa zwei Kilometer von dem Dorf entfernt lag auf einer Wurt inmitten eines verwilderten Parks ein altertümliches Herrenhaus, das aus Steinquadern und vom Alter geschwärzten Holzbalken erbaut war. Man sah deutlich, wo die Wurt eingesunken war und wie schief die Mauern des Ostflügels sich an das übrige Haus lehnten. Ganz Norderbrake stand auf unsicherem Grund. Es kam in der Umgebung nicht selten vor, dass ein Haus buchstäblich in der Mitte zerriss, weil ein Teil davon immer tiefer in den weichen Boden sank, während der andere stehen blieb. Überall im Moor standen verlassene Torfstecher-Katen, die langsam von dem saugenden, zähen Morast verschlungen wurden, und nun hatte es auch das ohnehin schon altersschwache Laudrun-Haus erwischt. Es würde nicht mehr lange dauern, bis es vollkommen unbewohnbar wurde.

Eine Mäuseburg hatte Jürgen es genannt, und damit hatte er recht gehabt. Sie verstand Frieder ja, dass sie hier nicht mehr bleiben konnten. Aber musste er deshalb gleich in ein vollkommen fremdes Land reisen, mit dessen Menschen und Lebensweise sie nicht das Geringste verband? Jetzt bekam sie die Quittung dafür, dass sie einfältig genug gewesen war, Frieder Selmaker das Ja-Wort zu geben.

Wie hatte Tante Käthe damals gesagt? »Bekommst doch sowieso keinen anderen, worauf willst du da warten? Deine Mutter war eine Schlampe, die der Wind ins Dorf geblasen hat. Wer möchte ihr Kind heiraten?«

Sie wusste, dass die alte Dame es gut mit ihr meinte, auch wenn ihre Worte so bitter klangen. Käthe, die Frau des ältesten Laudrun-Bruders Merten, hatte sich von Anfang an große Sorgen gemacht, was aus dem Kind einmal werden sollte. Sie war überzeugt, dass es von der Mutter her gefährliche Anlagen hatte – was sie Neele auch ungeschminkt wissen ließ – und sich nach Kräften bemüht, diese durch eine streng protestantische Erziehung zu bekämpfen. Obwohl sich Neele als ein ruhiges, zurückhaltendes und mit seinem stillen Leben zufriedenes Mädchen erwies, hatte Käthe vorsichtshalber noch eine Heirat mit Frieder Selmaker arrangiert. Der schweigsame, schwerfällige Frieder war ihr als Garantie erschienen, dass Neeles Leben von keinem Hauch des Abenteurers berührt werden würde. Und dann hatte ausgerechnet Frieder den Plan gefasst, auszuwandern!

Jetzt lief die Hausfrau Neele entgegen, als kehrte diese von Fahrten auf stürmischen Meeren zurück, anstatt aus dem keine Viertelstunde entfernten Dorf.

»Meine Liebe, endlich bist du da! Ich habe dich schon in einem Sumpfloch ertrunken gesehen! Und wie du aussiehst – entsetzlich – bitte bring das sofort in Ordnung, man muss sich ja schämen, wenn dich die Dienstboten sehen!« Käthe redete immer noch von »den Dienstboten«, obwohl deren Anzahl längst auf die Wirtschafterin und einen Knecht für die schweren Arbeiten zusammengeschrumpft war.

Neele beeilte sich zu gehorchen. Sie wollte die ohnehin aufgeregte alte Dame nicht noch mehr aus dem Gleichgewicht bringen. Sie eilte durch die Diele in den hinteren Teil des Hauses, wo die Türen niedrig und tief in die Mauer eingelassen waren. Unwillkürlich presste sie die Lippen zusammen, als sie an der fest verschlossenen Tür des grünen Zimmers vorbeikamen, über das Jürgen ihr Geistergeschichten hatte erzählen wollen. Es war das Jagdzimmer, das mit dem doppelten Unheil in Zusammenhang stand. Es war nie wieder benutzt worden, und im »Dorfkrug« erzählte man sich zu vorgerückter Stunde Geschichten, dass zuweilen leuchtende Kreuze auf den Fensterläden erschienen und Schläge in den Mauern ertönten. Neele hielt nichts von dem Geschwätz, aber sie hatte das Zimmer, das nach der notdürftigen Säuberung unverändert so verblieben war, wie es vor fünfzehn Jahren ausgesehen hatte, niemals betreten wollen. Nun, ein paar Tage noch, und es würde so weit aus ihrem Leben entschwunden sein wie alles andere in Norderbrake auch ...

Eilig klomm sie die steile Treppe hinauf. Ihr Arbeitszimmer, in dem sie schneiderte und webte, blickte über den Garten hinaus. Es war ein Raum mit einem dreiteiligen Fenster und einem mächtigen hölzernen Tisch. In einem Glaskasten lagen aufgereiht Fundstücke aus dem Moor. Das Moor war voll von seltsamen Dingen, und man musste nur ein wenig Obacht geben, um Steinkeile und Äxte zu finden, Gefäßscherben, gelochte Schmucksteine und

Ähnliches. Tante Käthe konnte diese Sammlung nicht ausstehen. Als stramme Calvinistin war sie überzeugt, dass von dem heidnischen Zeug ein unheilvoller Einfluss auf das ganze Hauswesen ausging, und hatte Frieder gedrängt, seiner Frau zu verbieten, dass sie solche Schätze aufklaubte. Aber er hatte nur mürrisch die Achseln gezuckt und gebrummt, solange sie ihre Arbeit mache, könne sie auch den alten Kram aufheben. Sicher würde Käthe es wegwerfen, sobald Neele verschwunden war. Die junge Frau bedauerte das, aber die Sammlung mitzunehmen, war unmöglich, war doch schon das normale Gepäck auf zwei Koffer pro Person begrenzt.

Neele liebte das Moor und seine Geheimnisse. Sie freute sich daran, dort zu wohnen, wenn es draußen dunkel und gruselig war und drinnen warm und behaglich, wenn draußen Nebelschwaden, düsteres Buschwerk, schwarze Wasserlöcher, fliehende Wolken das Bild prägten und drinnen ein Feuer im Kamin des Salons brannte und der Tee serviert wurde. Es hatte ihr immer gefallen, zwischen Haufen bunt bestickter Kissen im bequemsten Winkel des Sofas zu sitzen und zuzuhören, wie ihre Tante Klavier spielte oder ihre Onkel Claus und Merten einander Jagdabenteuer zum Besten gaben ... eine Freude, auf die sie in Zukunft auch würde verzichten müssen. Aber noch lieber war es ihr gewesen, als Kind in der Küche im Souterrain des Hauses zu sitzen und zu lauschen, wie die Dienstboten einander Gespenstergeschichten erzählten, eine schauerlicher als die andere.

Gespensstergeschichten gab es in Java auch, das wusste sie aus einem von Pastor Ormus' Briefen, in dem er geschrieben hatte, die Einheimischen seien sehr abergläubisch und fürchteten sich vor Blutsaugern und Totengeistern, vor allem aber vor Werwölfen – die bei ihnen, wo es keine Wölfe gab, Wer-Jaguare und Wer-Tiger waren. Und sie fürchteten sich, unter den grauen, zottigen Banyanbäumen zu sitzen oder auch nur darunter entlangzugehen, weil sie überzeugt waren, dass böse Geister darin hausten. Er hatte Bilder solcher Bäume mitgeschickt und Neele musste zugeben, dass sie ihr auch nicht ganz geheuer waren. Sie sahen aus, als wollten sie einen mit langen kralligen Händen am Haar fassen, wenn man ihnen zu nahe kam.

Sie trat an den Spiegel, um ihre Frisur zu richten. Draußen wetterleuchtete es jetzt und eine Sekunde lang erhellte ein Flächenblitz den Raum hinter ihr, als sie in den Spiegel blickte. Ihr Gesicht erschien vollkommen weiß, umrahmt von dem aufgelösten, wie Werg verwirrten, fahlblonden Haar, und ihre Augen funkelten geisterhaft. Sie erschrak vor dem eigenen, so unheimlich fremden Anblick. In dieser einen Sekunde schien das Gesicht im Spiegel ihr wie ein Zwilling, aufs Engste mit ihr verwandt und doch nicht sie selbst. Dann erlosch der Blitz, und in scharfem Kontrast zu der blendenden Helligkeit wurde es dunkel im Zimmer.

Neele entfernte sich vom Spiegel. Als geschehe es ohne besondere Absicht, nahm sie Kamm und Bürste an sich und setzte sich damit aufs Bett. Das Gesicht im Spiegel sollte nicht merken, dass sie sich davor fürchtete. Es sollte keine Gelegenheit haben, sie noch mehr zu erschrecken – vielleicht mit dem unweigerlich kommenden nächsten Blitz noch einmal aufzutauchen. Sie fragte sich, ob sie in diesem Augenblick das Zweite Gesicht gehabt hatte, das viele Leute in ihrem Teil Norddeutschlands zu haben behaupteten. Menschen sahen in Visionen Dinge voraus, die sich erst viel später ereignen würden. Würde eine Zeit kommen, in der sie selbst sich fremd und unheimlich erschien?

An einem Ort wie Norderbrake konnte man leicht abergläubisch werden, wenn nachts die Lampen gelöscht wurden und eine endlose, nebelfeuchte Dunkelheit sich über den Fenn breitete. Und das Unheimliche war nicht nur draußen in den schwarzen Sumpflöchern und knorrigen Weiden, sondern auch inmitten des Hauses, in dem stets verschlossenen Zimmer, in dem die Standuhr zu der Stunde und der Minute stehen geblieben war, als die schöne Elsie Laudrun sich an der Totenbahre ihres Mannes eine Kugel in den Kopf schoss.

Neele spürte, wie ein kalter Schauer ihr über den Rücken lief, und versuchte das Gefühl der Bedrückung mit einer heftigen Bewegung abzuschütteln. Energisch wandte sie ihre Gedanken dem jungen Arzt zu.

Er war mitsamt seiner Schwester erst vor vier Jahren ins Dorf gekommen, als der hochbetagte und bereits in greisenhafte Verwirrung versunkene Dr. Steiner sich endlich aufs Altenteil zurückgezogen hatte, ehe er für seine Patienten gefährlicher wurde als alle Krankheiten und Unfälle zusammen. Mit fünfzehn hatte sie wenig Interesse an ihm gezeigt, da hatte sie, wie alle anderen Mädchen auch, vom Theater geschwärmt. Im vergangenen Sommer jedoch waren ihr ganz plötzlich die Augen aufgegangen, als sie bei ihrer Heimkehr aus dem Internat am Hoftor dem schlaksigen jungen Mann mit der drahtgerahmten Brille begegnet war. Als hätte sie ihn nie zuvor gesehen, war sie dagestanden und hatte ihn angestarrt, während Käthe, verärgert über ihre Tölpelhaftigkeit, an ihr zog und zupfte. Nachher hatte es ein Donnerwetter gegeben – soweit Tante Käthes nervös tremolierende Stimme zu einem solchen fähig war: »Du hast dich abscheulich benommen, Neele – stehst da, breitbeinig wie ein Bauerntempel, und gaffst ihm verzückt ins Gesicht! Was muss er jetzt von dir denken!«

Was immer Lennert Anderlies gedacht hatte, er ließ sich nichts davon anmerken. Sein Verhalten ihr gegenüber blieb dasselbe wie vor dem Zusammentreffen am Hoftor. Eine Spur weniger burschikos vielleicht, aber das mochte damit zu tun haben, dass sie jetzt, nach der Konfirmation, ganz offiziell eine junge Dame war, der man nicht mehr so einfach einen frisch

gepflückten Apfel zuwerfen oder auf die Schulter klopfen durfte. Und ein Jahr später hatte sie ja überhaupt geheiratet.

Draußen wurden Schritte und Stimmen hörbar. Neele beugte sich weit aus dem Fenster. Da – ein Stück unterhalb der Gartenpforte erschien eine Tweedmütze und einen Augenblick später der Kopf des Doktors. Er sah die junge Frau am Fenster stehen und winkte ihr zu, und sie winkte fröhlich zurück, ehe sie sich umdrehte und die Treppe hinabließ.

»Die Doktors sind schon da, Tante Käthe!«, rief sie ins Esszimmer, wo ihre Tante den Tisch für das feierliche Abschiedsessen deckte.

Draußen in der Diele polterten Schritte. Dr. Anderlies erschien, gefolgt von seiner Zwillingsschwester Paula. Ebenso groß und dünn wie er, trug sie ihr Haar in einem Knoten und dieselbe Art drahtgerahmter Brille wie ihr Bruder. Auch kleidete sie sich gleich ihm vorzugsweise in Tweed, nur dass sie einen langen Rock anstelle von Hosen – die doch sehr unschicklich gewesen wären – trug.

Sie eilte auf Neele zu und ergriff ihre Hände. »Neeleken, meine Liebe! Ich habe dir etwas mitgebracht. Ein Stückchen für deine Sammlung. Es kam in unserem Hintergarten nach oben, nachdem es letzte Woche so stark geregnet hatte, du weißt ja, wie das ist, das Moor spuckt die Dinger dann förmlich aus!«

Sie reichte Neele einen Bronzestier, so klein, dass er in ihre Handfläche passte. Die Figurine hatte etwas so Lebendiges an sich, dass Neele fast meinte, sie atmen zu fühlen, wenn sie die Hand darum schloss. Oh, hätte sie das Tante Käthe gesagt! Die wäre sofort überzeugt gewesen, dass in dem Stier der Teufel selber steckte!

»Paula, das ist wunderhübsch! Zu denken, dass du so kurz vor unserem Abschied so etwas findest!« Sie öffnete die Hand und betrachtete den winzigen Stier voll Bewunderung. »Was meinst du, was er ist – ein Götze?« Käthe sah in jeder Figurine einen Götzen, und Neele musste sie verstecken, sonst hätte die Tante sie fortgeworfen.

Paula zwinkerte amüsiert. »Ein ganz, ganz kleines goldenes Kalb? Nein – ein bronzenes Kalb? Ehrlich gesagt, ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass er sehr hübsch ist und klein genug, um ihn einzustecken. Außerdem, was soll's? Selbst wenn er ein Götze ist, du betest ihn ja nicht an.«

Sie plapperte eilig und eifrig weiter. Mittlerweile polterten auch die beiden würdigen Herren, der Schulmeister und der Pfarrer, in die Diele und wurden ins Esszimmer geleitet. Man setzte sich zu Tisch, Kerzen wurden angezündet und unterstützten die beiden Stehlampen darin, dem Raum mehr Wärme zu geben. Die Wirtschafterin – das letzte Überbleibsel eines einst großen Personalstabes – stellte die gewaltige Suppenterrine auf den Tisch und füllte die Teller. Die

Gäste schwatzten mit dem Hausherrn, Merten Laudrun, bis Frieder erschien und das Abendessen mit einem kurzen Gebet offiziell eröffnet wurde.

Wie immer, wenn Neeles Mann den Raum betrat, stockten die Gespräche. Man grüßte ihn höflich, aber ohne Herzlichkeit, und er erwiderte den Gruß ebenso. Dr. Anderlies pflegte zu sagen, er habe nie einen so schwerblütigen Menschen erlebt. Mittelgroß, aber stämmig, muskulös, mit einem wuchtigen Kopf voll kurz geschnittener blonder Haare, verkörperte er den typischen Norddeutschen. Er war so wortkarg, so in sich verkrochen, dass Neele sich manchmal fragte, ob er sie als seine Ehefrau wirklich wahrnahm. In dem halben Jahr, in dem sie jetzt miteinander verheiratet waren, hatte er ihr kaum mehr Zuwendung erwiesen als einer Fremden. Niemand konnte behaupten, dass er sie misshandelte, aber wann hätte er ihr je ein Lächeln geschenkt oder sie mit Wärme und Zärtlichkeit in seine Arme gezogen? Paula Anderlies mit ihrer spitzen Zunge hatte einmal gesagt, es sei, als sitze ein versteinertes Troll mit am Tisch.

Er beteiligte sich nicht am Gespräch, obwohl jetzt, so kurz vor der Abfahrt, die Diskussion lebhaft genug war.

Tante Käthe, die von Anfang an gegen den Plan gewesen war, postulierte, dass sie allesamt schon sehen würden, welche Schrecken sie in Java erwarteten, worauf Paula zum wiederholten Mal zum Widerspruch ansetzte. »Pastor Ormus schreibt ...«

»Ach was, der Pastor!«, rief Tante Käthe respektlos. »Soll er sich lieber um die Heidenkinder kümmern, anstatt unser junges Volk dazu beschwatzen, dass sie in sein Teufelsland ziehen!«

Die »Doktors« protestierten. Java sei kein Teufelsland, und sie würden auch nirgends hinziehen, wo kochende Lava aus der Erde spritzte, sondern nach Batavia, in die Hauptstadt, die hauptsächlich von Engländern, Holländern und Deutschen bewohnt war. Dort ging es nicht weniger anständig zu als in Bremen. Schließlich war die Stadt die Hauptstadt der gesamten niederländischen Besitzungen in Ostindien, der Sitz des Generalgouverneurs und das Hauptemporium des niederländisch-asiatischen Handels – da konnte es sich ja wohl kaum um ein Kaff irgendwo in der Wildnis handeln. Hatte Pastor Ormus das nicht geschrieben? Und hatten sie nicht in Meyers Konversations-Lexikon den ganzen Artikel über Java gelesen, in dem geschrieben stand, dass die Menschen dort sanft und fügsam seien und das Land geradezu von Milch und Honig überfloss – von dort kamen Kaffee, Tee, Gewürze, Kakao, Edelhölzer ... Und die Vulkane, die waren sicher weit entfernt von dem Ort, an dem sie leben würden.

»Aber die Heiden!«, protestierte Tante Käthe angstvoll. »Was ist mit denen?«

»Ach was«, erklärte der Doktor, wobei er seiner Schwester und Neele zuzwinkerte, »die leben weit weg im Landesinneren. In Pastor Ormus' Internat kommen nur solche, die schon getauft sind.«

»Nun ja, dann ist es wohl nicht so schlimm.« Tante Käthes Stimme klang erleichtert. Zweifellos dachte sie daran, was ein durchreisender Professor ihnen über den Opferstein auf dem Hügel erzählt hatte: dass man dort Menschen mit Bronzemessern das Herz aus dem Leibe geschnitten und ihre Glieder in Stücke gerissen hatte. Aber das war sechstausend Jahre vor Christus gewesen, nicht im Jahre des Heils 1880. Oder änderten Heiden sich nie?

Für gewöhnlich blieben die Gäste bis spät in den Abend hinein, aber diesmal kam keine Stimmung auf. Neele war bald zumute, als sitze sie bei einem Leichenschmaus zwischen dem düster vor sich hinstarrenden Frieder und der nervös schwätzenden Tante Käthe. Sie war froh, als der Pfarrer sie aufforderte, mit ihm nach draußen zu kommen. Er wolle noch einige Worte mit ihr unter vier Augen sprechen.

Neele erwartete die üblichen Ermahnungen eines Geistlichen, aber sein Gesicht war angespannt und seine Stimme heiser, als sei er mit sich selbst nicht im Reinen hinsichtlich dessen, was er ihr sagen sollte. Schließlich rang er sich zu den Worten durch: »Du kannst dich wohl kaum mehr an deine Eltern erinnern, Neele, nicht wahr?«

Sie schüttelte den Kopf. Sie war vier Jahre alt gewesen, als der schreckliche Unfall ihres Vaters passierte und ihre Mutter sich das Leben nahm. Ein Selbstmord galt als Sünde und Schande, deshalb war nach Elsie Laudruns Tod nie wieder über sie gesprochen worden, und Tante Käthe hatte alle Fotos weggeräumt. Nur das unheimliche grüne Zimmer hielt die Erinnerung an sie wach. Unter den Dorfkindern ging dasselbe Spukgerede um wie unter den Erwachsenen, aber Neele war bald vernünftig genug gewesen, nicht daran zu glauben. Ihre Beziehung zu ihren Eltern verblasste; an deren Stelle traten Onkel Merten und Tante Käthe. Sie war überrascht, dass der Pfarrer jetzt die Erinnerung an die Verstorbenen in ihr aufweckte. »Nein«, antwortete sie. »Manchmal denke ich, ich könnte mich an etwas erinnern, aber das bilde ich mir vielleicht nur ein, oder man hat es mir später erzählt – dass meine Mutter sehr schön war, beispielsweise. Und mein Vater sie leidenschaftlich liebte.«

Ihr Vater war Seemann gewesen, und von einer langen, langen Reise auf Walfängern in der Arktis war er eines Tages zurückgekehrt mit einer blonden jungen Frau und einem kleinen Mädchen, die er als seine Familie vorstellte. Die Ehe ihrer Mutter war sehr glücklich gewesen, obwohl die Leute sich nicht genug das Maul wetzen konnten über die »Auswärtige« und das Kind, das sie mitgebracht hatte. Trotz Heiners und ihrer Beteuerungen wurde das Kind allgemein als Frucht eines früheren Verhältnisses angesehen. Man suchte aufmerksam

nach fremden Zügen in Neeles Gesicht, was aber ein nutzloses Unterfangen war, denn ihr Vater – ob es nun Heiner war oder ein anderer – hatte so gut wie keine Spur in ihrem Aussehen hinterlassen. Sie war das Spiegelbild ihrer Mutter, von den weizenblonden Haaren über die klaren Züge, die graublauen Augen und den langen Körper, durch und durch ein schönes deutsches Mädchen.

»Ja, beides stimmt.« Er räusperte sich. »Als man dir vom Tod deiner Mutter erzählte, da sagte man dir, sie sei in einem Spital in Bremen gestorben, nicht wahr?«

Neele nickte. Der ferne Schmerz fühlte sich an wie ein Nadelstich.

»Nun«, sagte der Pfarrer, »ich finde, jetzt, wo du uns verlässt und ein völlig neuer Lebensabschnitt für dich beginnt, solltest du etwas wissen ... Sie ist nicht gestorben. Jedenfalls damals nicht. Ob sie heute noch lebt, weiß ich nicht.«

Und dann stieß er hervor, mit gedämpfter Stimme und raschen Worten, als hätte er Angst zu ersticken, ehe er alles herausgewürgt hatte: »Dir hat man damals und auch später nichts von alledem erzählt. Alle Eingeweihten fanden, es sei weniger schmerzlich für dich, wenn du dächtest, deine Mutter sei tot.« Er begann zu erzählen, wie man den Schuss gehört und die blutüberströmte Frau auf dem Boden liegend gefunden hatte, den Revolver ihres Mannes neben sich. Man hatte Dr. Steiner geholt und von ihm erfahren, dass die Kugel irgendwo im Schädel stecken geblieben war, da man wohl einen Einschuss, aber keine Austrittswunde sah. Auf seinen ärztlichen Rat hin hatte man Elsie ins Bett gelegt, damit sie in aller Ruhe sterben könne. Der Pastor, dem sie leidtat, hatte ihr das Altarsakrament gebracht, obwohl sie nach einem Selbstmordversuch eigentlich kein Anrecht darauf hatte.

Aber Elsie war nicht gestorben. Zwei Tage lang lag sie, mit leeren Puppenaugen vor sich hin starrend, reglos hinter den Bettvorhängen, bis Tante Käthe es nicht länger aushielt vor Angst und Unruhe. Sie verlangte kategorisch, die halb Tote, halb Lebendige aus dem Haus zu schaffen. Das war dann auch geschehen. Man hatte die Unglückliche mit dem Pferdefuhrwerk in ein Krankenhaus in Bremerhaven gebracht, zu dem der Pastor gute Beziehungen hatte. Von dort kam dann die Nachricht, dass die Kugel unmöglich aus dem Schädel zu entfernen sei, ohne das gesamte Gehirn zu zerstören. Elsie, die beharrlich weiter lebte, wurde vom Spital in eine »Barmherzige Irren- und Idiotenanstalt« in der Nähe von Flensburg verlegt, und das war das Letzte, was man in Norderbrake von ihr hörte.

Neele fühlte, wie es ihr das Herz zusammenkrampfte. Was für ein schreckliches Schicksal! Aber es war das Schicksal einer Frau, die in den letzten fünfzehn Jahren keine Rolle mehr in ihrem Leben gespielt hatte, die zu einem Gespenst geworden war, das im grünen Zimmer spukte.

»Ich meine nur«, sagte der Pfarrer, »du solltest es wissen.«

Sie nickte. »Ja, das sollte ich. Danke, Hochwürden.« Unsicher setzte sie hinzu: »In der Zwischenzeit ist sie wohl gestorben, nicht wahr? Niemand könnte so lange mit einer Kugel im Kopf überleben.«

»Nun, ich habe von Soldaten gehört ...« Der Geistliche unterbrach sich gerade noch rechtzeitig. Hastig und schuldbewusst fügte er hinzu: »Deine Mutter ist gewiss schon längst tot. Gott sei ihrer Seele gnädig! Und nun komm, wir gehen zurück.«

Als die Gäste gegangen waren, suchten Frieder und seine Frau ihr Schlafzimmer auf. Frieder sank augenblicklich in tiefen Schlaf, sobald das junge Ehepaar sich in sein Alkovenbett zurückgezogen hatte, aber Neele konnte nicht einschlafen. Mit offenen Augen lag sie in der Dunkelheit hinter den schweren Vorhängen und ließ Erinnerungen an sich vorüberziehen. Da waren Weihnachtsfeste und Geburtstage. Da waren Bilder aus ihrer Kindheit, als sie die kleinen, holzigen Äpfel im Garten hinter dem Haus geerntet hatten, um grünes Gelee daraus zu machen. Da waren Erinnerungen daran, wie sie Scharlach gehabt hatte und Dr. Steiner in seinem Einspänner vorgefahren war, um der weinenden Tante Käthe zu versichern, dass sie nicht sterben würde. So viele Erinnerungen, schöne und hässliche, fröhliche und traurige. Nichts davon würde sich je wiederholen.

Sie stand vor einem entscheidenden Einschnitt in ihrem Leben, und es war ein Einschnitt, den sie nicht geplant hatte, bei dem man sie nicht um ihre Meinung gefragt hatte. Jäher Zorn wallte in ihr auf. Sie verstand ja, dass ein Ehepaar eines Sinnes sein musste, wie ein Gespann in eine Richtung ziehen musste, wenn der Wagen nicht umstürzen sollte, aber Frieder hatte sich rein gar nicht darum gekümmert, was sie zu seiner Entscheidung zu sagen hatte. Er hatte einfach nur zugehört, wie die Doktorsleute, die begeistert von ihrem Plan waren, davon redeten und redeten und ihre Zukunft in dem fernen Land in immer glühenderen Farben ausmalten, und dann hatte er eines Tages in seiner schwerfälligen Art gesagt: »Hier ist ja doch nichts mehr zu machen. Wenn ihr dorthin geht, gehe ich auch.«

Neele hatte mit ihm zu rechten versucht, aber er war nicht der Mann, der sich auf Widerworte einließ. Einen Nachmittag lang hatte er ihr zugehört, dann hatte er ihr erklärt, dass er seine Entschlüsse nicht zu ändern pflege, wenn er sie einmal gefasst hätte, und schon gar nicht pflege er sie mit seiner Frau zu diskutieren. Dasselbe hatte er zu Tante Käthes Vorwürfen gesagt, die zwar sehr strenge Ansichten über den Gehorsam einer Ehefrau hatte, aber noch strengere über die Ausreise in ein heidnisches Land. In ihren Augen gab es überhaupt nur einen einzigen vernünftigen Grund dorthin zu fahren: Wenn einen der Herr zum Missionar berufen hatte – und war das etwa bei ihm der Fall?

Nein, hatte Frieder erwidert, aber er konnte ja in Pastor Ormus' Institut arbeiten. Dort brauchte man nicht nur Hände, die beteten, sondern auch solche, die kräftig zupackten.

Reglos, um Frieder nicht aus dem Schlaf zu stören, lag sie zwischen den aufgeplusterten Decken und würgte ihren Zorn hinunter. Wie konnte das sein, dass man eine Frau so gar nicht nach ihren Wünschen fragte, selbst wenn es um so wichtige Dinge wie um die Übersiedlung in ein fremdes Land ging? Der Mann entschied, und die Frau musste hinter ihm hertröten wie ein Kalb, das an einem Strick zum Markt geführt wurde – und Tante Käthe fand das auch noch recht und richtig! Nun, jedenfalls hatte sie niemals Einspruch dagegen erhoben. Sie fand es richtig, weil Kirche und Staat einander die Hand reichten und einander mit der Rede unterstützten, eine Ehe könnte nur gelingen, wenn eine Frau wie eine Kuh gehorchen musste. Und deshalb lag Neele jetzt im Dunkeln im Bett und meinte, ihr würde jeden Augenblick das Herz brechen.

Dann wanderten ihre Gedanken zurück zu dem Gespräch mit dem Pfarrer und seiner merkwürdigen halben Äußerung, er hätte von Soldaten gehört, die mit einer Kugel im Kopf überlebt hatten. Wenn ihre Mutter nun tatsächlich noch lebte? Und wie mochte es ihr ergehen, nachdem sie so schwer verwundet worden war? Neele spürte, wie eine plötzliche tiefe Sehnsucht nach der unbekanntenen Frau sie überkam. Hätte man ihr nicht früher sagen müssen, dass Elsie noch am Leben war? Vielleicht war es ja barmherzig gewesen, ein kleines Kind anzulügen, aber sobald sie einmal fünfzehn oder sechzehn geworden war, hätte man es ihr sagen müssen. Von allen Seiten behandelte man sie wie ein ewiges Kind. Und jetzt war es zu spät, noch herauszufinden, was aus Elsie geworden war. Sie mochte Onkel Merten und Tante Käthe fragen, aber die würden sie vermutlich anlügen.

Sie lag stumm im Bett, in ihrer hilflosen Wut gefangen wie in einem tiefen, kalten Grab.

2

Als der Samstagmorgen anbrach und Neele sich anzog, um mit ihren Gefährten nach Bremerhaven zu fahren, war ihr so elend zumute, dass sie am liebsten im Bett geblieben wäre. Sie musste sich zwingen, ihren Malzkaffee zu trinken und ein paar von den gebutterten Haferkeksen zu essen, um wenigstens etwas im Magen zu haben, und dann wurde ihr so übel, dass sie alles wieder erbrach. Das war in der letzten Woche schon zwei Mal der Fall gewesen, und ihr hatten die Knie zu zittern begonnen, als ihr klar wurde, dass sie schwanger war. Onkel Merten hatte wohl schon Verdacht geschöpft, denn er betrachtete sie mit einem scharfen Blick aus seinen eingesunkenen, dunkel umschatteten Augen, aber er sagte nichts. Sie fragte sich, ob er ahnte, was vorging, und war froh, dass es nicht in seiner Art lag, eine Bemerkung darüber zu machen. Auf keinen Fall durfte Tante Käthe merken, welche Ängste sie quälten,

sonst würde die alte Dame sich noch im letzten Augenblick neue Sorgen aufbürden. Und Frieder wollte sie es auch nicht sagen. Er sollte es erst erfahren, wenn sie ihrer Sache ganz sicher war. Sie wusste nicht, wie er darauf reagieren würde, wenn sie im neuen Land gleich auch noch für einen Säugling Sorge tragen mussten. Wahrscheinlich würde er ihr stumm, aber deutlich zu verstehen geben, dass er die ungelegen kommende Schwangerschaft als ihre alleinige Schuld ansah. Als hätte er jemals gefragt, ob es ihr recht war, wenn er zu ihr kam!

Die Doktorsleute waren inzwischen mit ihrem Einspanner angekommen. Frieder stand mit zwei dick gepackten und sorgfältig zugeschnallten Koffern im Hof. Sie warf einen letzten Blick auf ihr Arbeitszimmer und auf die Sammlung, die im Mülleimer verschwinden würde, sobald das Fuhrwerk um die Ecke verschwunden war. Tante Käthe würde sich um vieles wohler fühlen, wenn das Heidenzeug aus dem Hause verschwunden war. Als einziges Erinnerungsstück nahm sie den kleinen Stier mit, den sie heimlich in ihre Tasche steckte. Er war aus dem Moor gekommen, er sollte sie immer an das Moor erinnern.

Dann stieg sie die Treppe hinunter in die Diele, wo Onkel Merten stand und seine Pfeife rauchte. In dem Augenblick, in dem sie ihn allein antraf, sah sie die Gelegenheit, und ohne einen Augenblick zu überlegen, fragte sie: »Onkel, was ist aus meiner Mutter geworden? Der Pfarrer sagte mir gestern, sie sei vielleicht noch am Leben.«

Die Frage traf ihn so unvorbereitet, dass er zu husten begann. Er nahm seine Pfeife aus dem Mund, stocherte darin herum, um Zeit zu gewinnen, und brummte schließlich: »Unsinn.«

»Aber ihr müsst es doch wissen. Ihr habt sie in diese Irrenanstalt bringen lassen. Wenn sie noch lebt, schickt man euch eine Rechnung, nicht wahr?«

Er hatte sich wieder gefangen. »Sieh her, Neeleken«, sagte er in dem Ton, in dem er ihr einst erklärt hatte, dass sie nun doch ein großes, vernünftiges Mädchen sei und sich nicht mehr vor Moorgeistern fürchten müsse. »Mag sein, dass sie noch am Leben ist, wenn man den Zustand Leben nennen kann. Als man sie von hier wegbrachte, konnte sie weder hören noch sehen noch reden, und ich wüsste nicht, was sich daran geändert haben sollte.«

»Hast du sie irgendwann einmal besucht? Oder Tante Käthe?«

Der Abscheu in seinem Gesicht, obwohl er ihn zu unterdrücken suchte, war deutlich. Nein, Onkel Merten war kein Mann, der am Bett eines lebenden Leichnams saß, und wegen Tante Käthe brauchte sie gar nicht erst fragen, deren Nerven hätten ein solches Erlebnis niemals ertragen. »Wozu?«, knurrte er, wütend darüber, dass sie ihn mit ihren Fragen belästigte. »Ich hab's dir doch schon gesagt! War blind und taub und stumm. Wozu hätten wir sie da wohl besuchen sollen? Und was hätte es dir gebracht, außer dir die Freude am Leben zu verderben?«

Resignation überkam Neele. Es hatte keinen Sinn, mit ihren Verwandten jetzt noch darüber zu reden. Die Zeit drängte.

»Wollen wir?«, fragte sie betont forsch. Merten nickte und schritt zur Tür.

Draußen brach die Sonne durch Schleierwolken. Ein frischer Wind wehte den charakteristischen, faulig-bitteren Geruch des Moors in den Hof. Die beiden Fuhrwerke standen bereit, in dem einen saßen die Doktorsleute, das zweite bestiegen Merten, Frieder und Neele. Sie zog den dicken Wollumhang eng um sich zusammen. Das Wetter war typisch für den Altweibersommer – glühend heiß am Mittag, aber frisch am Morgen und Abend und bereits empfindlich kalt in der Nacht. Sie versuchte sich zu erinnern, was Lennert ihr über das Wetter in Java erzählt hatte. Erstickend heiß im Sommer. Feucht in der Regenzeit, wie man den Winter dort nannte. Frühling und Herbst gab es keinen. Entweder man verdorrte oder die Wäsche schimmelte im Schrank, weil es Tag und Nacht regnete.

Merten lenkte sein Gespann durch die rostfarbenen, grün und golden gescheckte Landschaft. Neele fühlte, wie ihr das Heimweh das Herz abdrückte, noch bevor sie das Dorf erreicht hatten. Am liebsten wäre sie aus dem Wagen gesprungen und zurückgelaufen, und wäre sie ihr eigene Herrin gewesen, so hätte sie vielleicht auch genau das getan. Aber als Ehefrau unterstand sie nach geistlichem und weltlichem Recht der Autorität ihres Gatten, und der wollte nach Java.

Neele schloss halb die Augen und bemühte sich, die Tränen zurückzuhalten, die ihr beim Anblick des vertrauten Moors unter den Lidern hervorquollen. Sie wollte nicht, dass Frieder sie weinen sah, weil er sie wieder nur angeschnauzt hätte. Er gehörte zu den Menschen, die jede Gefühlsäußerung empfinden wie das Kratzen der Kreide auf einer Schultafel.

Auf dem kurzen Weg durch das Dorf wurden sie immer wieder angehalten, oder man winkte ihnen zu, aber die großen Abschiedsbesuche waren schon in den vergangenen Tagen gemacht worden, sodass es jetzt eilig zuzuging. Es waren auch nicht mehr so viele Leute da, die ein inniges Lebewohl zu sagen gehabt hätten. Neele dachte daran, dass sie als Kind ein gutes Dutzend Freundinnen gehabt hatte, aber sie waren eine nach der anderen alle weggezogen. Einige hatten in andere Dörfer geheiratet, die auf weniger unsicherem Grund standen, und drei waren überhaupt nach Bremerhaven gezogen und dort »Fräuleins« geworden, wie Tante Käthe unverheiratete, arbeitende Frauen nannte.

Der Weg bis zum nächsten Bahnhof erschien ihr erstaunlich kurz. Schon standen sie da und warteten auf den Zug, während Merten die nötigen Worte für einen Abschied zusammensuchte. Viele fand er nicht, also drückte er Neele an sich und küsste sie, klopfte Frieder und Lennert die Schultern und winkte Paula zu. Der Zug kam, das Gepäck wurde

eingeladen, der Pfiff des Bahnhofsvorstehers ertönte, und Neele warf einen letzten Blick zurück.

Es begann erst zu nieseln und dann bald heftiger zu regnen. Nebelbänke zogen von der Elbmündung herein. Neele starrte durchs Zugfenster in den vorüberfliegenden Ruß und dachte, dass die Zukunft genauso gestaltlos vor ihr lag wie diese schmutzigen Nebelschwaden. Da konnte der Doktor ihr noch so oft sagen, dass Batavia eine durch und durch europäische Stadt sei – nun, eine weitgehend europäische Stadt – und sie alles ganz vertraut finden würde. Sie zweifelte an seinen Worten. Er und Paula lechzten ja förmlich danach, ihr neues Leben zu beginnen, sie würden aufgeregt jeden Tag abhaken, den sie auf See hinter sich gebracht hatten, und sich dann kopfüber in das neue, bunte Leben stürzen. Aber Neele war keine Abenteurernatur. In dieser Hinsicht war sie mit Frieder eines Sinnes. Sie würden in Pastor Ormus' Schule wohnen, dort mit anpacken und den gefährlichen Verlockungen des gottlosen Landes so weit wie möglich aus dem Wege gehen. Bei dem Gedanken daran fühlte sie sich ihrem Mann plötzlich so nahe, dass sie die Hand unter seinen Arm schob und ihn kräftig drückte. Er reagierte mit einem unbestimmten Gebrummel.

Der Zug war gedrängt voll mit anderen Reisenden, die auch an Bord der *Meisje Mariaan* gehen wollten. Sooft einer der großen Auswandererdampfer in See stach, organisierten die Eisenbahnen und Dampfschiffahrtsgesellschaften gemeinschaftlich die Reise, die dann in den Zeitungen annonciert wurde. Bis ins letzte Dorf ging die Nachricht, dass am soundsovielten ein Hochseedampfer im Hafen lag. Dann musste man sich eilen, eine Karte zu ergattern, oder sich auf die Warteliste setzen lassen, denn die Nachfrage war groß.

Alle Welt schien in die Ferne zu strömen, alle in der Hoffnung, dort ein besseres Leben zu ergattern. So waren es teilweise ganze Familien, die sich auf den engen Holzbänken der Abteile drängten, ihre Koffer und Reisetaschen zwischen den Knien, die kleinen Kinder auf dem Schoß. Die wenigsten sahen froh und unternehmungslustig aus. Ihre Gesichter waren angespannt und von der bangen Frage gezeichnet, ob sie mit ihrer Entscheidung nicht vom Regen in die Traufe gerieten. Nur einige wenige – und das waren junge Burschen – zeigten sich fröhlich, lachten und schwatzten und schwadronierten davon, wie rasant schnell sie es in der Ferne zu Reichtum bringen würden. In dem Abteil, in dem die Selmakers und Anderlies' saßen, waren es Burschen, die nach Namibia aufbrachen, um dort auf den deutschen Diamantfeldern in der Lüderitzbucht zu arbeiten.

»Die Dummköpfe«, flüsterte Lennert seinen Begleitern zu. »Die glauben wohl, sie werden dafür bezahlt, dass sie die Diamanten aufklauben und in die Tasche stecken! Die werden sich noch wundern, wie hart die Arbeit auf den Feldern dort ist.«

Neele nickte, gab aber keine Antwort. Die Burschen waren selbst schuld, wenn sie enttäuscht wurden; immerhin waren sie freiwillig aufgebrochen.

Die junge Frau, die noch nie eine große Reise gemacht hatte, fühlte sich jetzt schon hilflos, obwohl eigentlich gar nichts schiefgehen konnte. Früher war es ein wüstes Abenteuer gewesen, das stimmte. Viele, die sich frohen Herzens auf den Weg gemacht hatten, waren gescheitert, ehe sie die ferne Küste überhaupt erreicht hatten. Manche hatten es nicht einmal bis an Bord des Schiffes geschafft, sondern waren schon im Hafen Opfer der Betrüger oder Räuber geworden, die in den naiven Landleuten ihre besten Opfer fanden. Und wer es an Bord schaffte, war auch nicht zu beneiden.

In den frühen Jahren des 19. Jahrhunderts war man darauf gekommen, dass man die Freiräume zwischen der Ladung mit Menschen beladen konnten. Der schmale Platz in den winzigen Fünfhundert-Tonnen-Dampfern wurde mit billig Reisenden gefüllt, die keinerlei Komfort zu erwarten hatten. Sogar ihr Essen mussten sie selbst mitbringen, und dauerte die Reise länger als geplant, so konnte es ihnen durchaus passieren, dass sie verhungerten. Später, als es sich bei den Auswanderern nicht mehr um eine Handvoll Abenteuerer handelte, sondern Scharen von Menschen ihre Heimat verließen, wurden sie in den Zwischendecks in riesigen Schlafsälen zusammengedrängt, gepeinigt von Enge, Infektionskrankheiten, üblen Gerüchen und mörderischer Hitze, sobald sie die tropischen Gebiete erreicht hatten. Schließlich übernahmen die großen Reiseagenturen wie der Norddeutsche Lloyd die Organisation der Reise, in erster Linie, um den Reedereien lästige Arbeit zu sparen. Aber auch die Auswanderer profitierten davon. Die Reisen wurden mit allem Drum und Dran pauschal gebucht, die Reisenden mussten nicht mehr fürchten, Betrügern in die Hände zu fallen, sie mussten auch nicht mehr wochenlang im Hafen warten – wo manch einer seinen letzten Pfennig ausgab –, sondern die Fahrzeiten von Zug und Schiff wurden aufeinander abgestimmt, alles war bis aufs Kleinste geregelt.

Wenn sie an der Kaje in Bremerhaven ankamen, würde der holländische Hochseedampfer *Het Meisje Mariaan* bereits im Hafen liegen; sie würden ohne Zwischenstopp von ihrer Haustür in Norderbrake zu der von Pastor Ormus' evangelischem Internat in Batavia geschafft werden, als wollten sie nur gerade im nächsten Dorf etwas einkaufen. Dr. Anderlies hatte sich nicht genug begeistern können für diese moderne Art, die Welt kennenzulernen, aber Neele war ganz und gar nicht seiner Meinung. Sie hatte Angst, kalte, schreckliche Angst. Sie warf Frieder einen Seitenblick zu und stellte fest, dass er auch nicht eben begeistert aussah. Natürlich würde er nie zugeben, dass ihn jetzt angesichts der nahen Abreise der Mut zu verlassen drohte; das hätte bedeutet, eine Schwäche einzugestehen, aber seine Stirn war

finster gerunzelt und seine Augen ausdruckslos wie blaue Kieselsteine. Aber wie glücklich hätte er sie, Neele, gemacht, hätte er einfach nur ihre Hand ergriffen und gesagt: »Komm, Mädchen, das ist denn doch nicht das Richtige für uns – lass uns zurückfahren nach Norderbrake!«

Als die Reisenden endlich Bremerhaven erreichten, fiel der Regen in schweren Strähnen und verschleierte die Sicht. Sie konnte gerade nur einen Blick auf das berühmte Auswandererhaus werfen, das Lennert ihr im Vorbeifahren zeigte, einen mächtigen, vieltürmigen Bau, der wie ein mittelalterliches Schloss am alten Hafen aufragte. Der Kaufmann Johann Georg Claussen hatte es aus eigenen Mitteln errichten lassen. Ein frommer und mildtätiger Mann, hatte er nicht mehr mit ansehen können, welches elende Leben die Menschen führten, die im Hafen auf ihr Schiff warteten und oft von habgierigen Wirten wie Schweine in einem Koben in winzigen Kammern zusammengepfercht wurden. Manche mussten dieses elende Schicksal Monate lang ertragen, wenn Windstille herrschte oder ungünstige Winde die Segelschiffe am Auslaufen hinderten.

»Da ist viel geschehen«, erklärte Lennert, als das prächtige Denkmal der Menschlichkeit hinter ihnen in den Regenschleiern versank. »Es ist ja auch inzwischen nicht mehr erlaubt, Männer und Weiber, Kinder und Erwachsene in Boxen zusammenzuzwängen, vier bis sechs Personen auf einmal, sodass sie sich kaum darin umdrehen konnten. Nein, diese Zeiten sind Gott sei Dank vorbei. Aber auf eine gewisse Ungemütlichkeit werden wir uns schon einstellen müssen – und eine lausige Speisekarte. Auf Schiffen gibt's immer schlechtes Essen. Erinnerst ihr euch, was Jürgen von seinem Schiff erzählte? Da kamen immer nur Speck, Kartoffel, Kohl und gelbe Erbsen auf den Tisch.«

»Ja, aber warte, bis wir erst in Java sind!«, widersprach die unverdrossene Paula. »Dort serviert man zu jeder Mahlzeit gebratenes Huhn mit Reis und frisches Gemüse, und Früchte vom Baum gepflückt und in Teig gebacken wie Apfelkuchen, das wird uns entschädigen für den vielen geräucherten Speck.« Sie lachte so begeistert, dass sogar Frieder sich ein schwaches Grinsen entlocken ließ.

So ging das Gespräch hin und her, bis sie in den Hauptbahnhof von Bremerhaven einfuhren. Von dort schleppten sie ihre Koffer in den Schiffswartesaal dritter Klasse, einen tristen Saal aus grau getünchten Ziegeln, in dem sich rasch viele Menschen ansammelten. Früher, so erzählte ihr Lennert, ehe die Stadt Bremen ihnen diesen Wartesaal baute, hatten die Reisenden hier bei Wind und Wetter im Freien darauf warten müssen, dass sie an Bord gehen konnten. Neele hörte ihm nur mit halbem Ohr zu. Sie saß trostlos auf einer der schwarzen Holzbänke, ihren Koffer zwischen den Knien, und lauschte dem anschwellenden Durcheinander von

Stimmen. Ihre Hände und Füße waren eiskalt, und in ihrem Magen schien ein Übelkeit erregender Klumpen zu stecken, aber sie wagte nicht, nach einem Abtritt zu suchen. Wenn sie in der Menge verloren ging? Wenn sie zurückkam und Frieder, Paula und Lennert waren nicht mehr da? Steif wie eine Holzpuppe saß sie da und umklammerte Paulas Arm. Wie konnte die Frau nur so fröhlich sein? Nun, Paula hatte das Moor nie viel bedeutet, sie und ihr Bruder waren in Bremerhaven aufgewachsen, Lennert hatte in Berlin studiert und dann seinen ersten Posten als Dorfarzt in Norderbrake angetreten – und auf der Stelle herausgefunden, dass es ihn niemals in einem Heidedorf halten würde. Es war ja verständlich, dass sie in Norderbrake keine Wurzeln hatten. Aber warum hatten sie Frieder anstiften müssen, dass er mit ihnen gehen wollte?

Plötzlich ertönte ein gewaltiger Lärm. Eine Glocke wurde angeschlagen, Männerstimmen brüllten, und Paula sprang auf. »Komm, komm!«, rief sie. »Es geht los!«

Angetrieben von den scharfen Befehlen zweier Offiziere, die sich links und rechts des Ausgangs postiert hatten, stolperten die schwer beladenen Auswanderer durch die Tür am anderen Ende des Wartesaals. Bald gab es ein heilloses Gewühl, denn manche verloren in dem Durcheinander ihre Gepäckstücke, bückten sich, um sie wiederzufinden, wurden von den Nächstkommenden angerempelt, und nur das Dazwischentreten der Matrosen verhinderte eine Schlägerei. Die Leute kletterten förmlich übereinander, so eilig hatten sie es, den Wartesaal zu verlassen. Neele wurde von einem Matrosen an den Schultern gefasst und vorwärtsgeschoben, während ein anderer Befehle brüllte, und dann stand sie im Nieselregen mit ihrem Koffer auf der Kaje, eingezwängt in der unruhig wartenden Menge, über die das Riesenschiff seinen Schatten warf. Frieder, Paula und Lennert hatten alle Mühe, nicht von ihr getrennt zu werden, so gewaltig wogte das Gewühl hin und her.

Neele fühlte sich wie in einem Traum. Vor ihr verschwammen die Segel und Schornsteine der zahllosen Schiffe hinter einer Wand aus Regen, Schmauch und Dampf. So hoch, dass er die Kaje an dieser Stelle in ein unbestimmtes, unheimliches Zwielflicht tauchte, ragte der fünfstöckige Rumpf der *Meisje Mariaan* auf, eine solide Wand aus genietet Eisenplatten. Darüber türmten sich noch einmal die weißen Deckaufbauten zwischen den langen Reihen der Davits für die Rettungsboote und zwei mächtigen, schwarz-weiß geringelten Schornsteinen, die das oberste Deck überragten. Jetzt wurde das Fallreep heruntergelassen, ungeduldige Rufe hallten von allen Seiten, und die wartende Menge wurde vorwärtsgedrängt.

Neele fiel beinahe über ihren Koffer, während sie ihr Billett vorwies, denn schon drängte ein anderer hinter ihr, und noch einer schob seinen Packen mit den Knien vorwärts, um die Hände frei zu haben. Der Lärm war unbeschreiblich. Kinder plärrten, Mütter, die in dem Gedränge

ihre Kleinen zu verlieren fürchteten, schrien nach ihnen, Männer und Frauen stritten in wütenden Tönen, Matrosen brüllten und Offiziere bliesen in ihre Trillerpfeifen. Neele wurde vorwärtsgeschoben, das Fallreep hinauf, wurde nach Vorzeigen ihres Billetts an Bord gelassen und fand Zuflucht in einer Nische der Deckaufbauten, wo es nicht gar so wüst zuging. Am liebsten hätte sie sich einfach auf ihren Koffer gesetzt, geweint und sich nicht mehr gerührt, aber da hätte Frieder, der es nicht leiden konnte, wenn Frauen »sich anstellten«, ihr schön etwas anschauen lassen!

Wenigsten ließ nach einer Weile, als der größte Teil der Zwischendeckpassagiere im Bauch des Schiffes verschwunden war, der ärgste Trubel nach, sodass sie nicht mehr von allen Seiten blaue Flecken bekam. Es waren nicht allzu viele, die sich hier in Bremerhaven von ihren Angehörigen und Freunden verabschiedeten. Die meisten hatten schon eine längere Reise aus einer Stadt oder auch einem kleinen Dorf im Binnenland hinter sich und waren jetzt nur mehr daran interessiert, sich so rasch wie möglich in ihren Kabinen einzurichten und fürs Erste einmal Ruhe zu haben.

Immer dichtere Rauchwolken pufften aus den beiden Schornsteinen und breiteten sich wie schwarze Regenschirme über dem Deck aus. Plötzlich ertönte das lang gezogene Tuten der Dampfpeife und warnte die Passagiere zum ersten Mal, dass es nicht mehr lange dauern würde, bis die Matrosen das Fallreep einholten und die Leinen losmachten. Auf diese Warnung hin verdoppelte sich die Hektik, das Geschrei war ohrenzerreißend. Beinahe zu spät gekommene Droschken bahnten sich in wilder Hast ihren Weg durch die Menge und entließen ihre Fahrgäste. Schwere, hoch beladene Rollwagen rumpelten über das Kopfsteinpflaster auf die Laderampe zu, wo ihre Waren an Bord des Schiffes gehievt wurden. Eine letzte Ladung Koffer und Seekisten wurde von schwitzenden Trägern die Landungsbrücke hinaufgeschleppt. Das Stimmengewirr der erregten Menge aus Schaulustigen, Passagieren und deren Begleitern übertönte den Lärm der schreienden Arbeiter und der kreischenden Möwen am Himmel. Obwohl zwei Barkassen den Hochseedampfer aus dem Hafen schleppen würden, quoll bereits Rauch aus den Schornsteinen und man hörte das grollende und rumpelnde Arbeiten der Kolben im Innern des Schiffsbauches.

»Neele, komm! Lass dir das nicht entgehen!« Paula hakte sie unter und drängte sie auf die Reling zu. »So etwas erlebst du nicht alle Tage. Siehst du die beiden kleinen Schiffe da? Das sind die Schlepper, die die *Meisje Mariaan* aufs offene Meer ziehen.«

Neele ließ sich widerwillig an die Reling zerren. Es war ihr gleich, wie das Riesenschiff den Hafen verließ. Der Kapitän würde schon wissen, was er zu tun hatte. Außerdem nieselte es, und die kalten Tropfen fielen ihr den Nacken. Sie sah sich nach Frieder um, konnte ihn aber

nirgends entdecken. Wahrscheinlich hatte er ihrer beider Koffer in den Schiffsbauch hinuntergetragen. Nun gut, er würde sich schon melden, wenn er sie brauchte, und bis dahin konnte sie Paula den Gefallen tun und sich die Ausfahrt aus dem Hafen ansehen, um nicht wieder hören zu müssen, dass sie sich für nichts interessierte. Paula war eines von diesen unendlich wissbegierigen Mädchen, die ständig ihre Nase in Meyers Konversations-Lexikon steckten und über das tollste Zeug Bescheid wussten – und sie ließ es Neele fühlen, dass die nicht so belesen war!

Ein leichter Ärger stieg in der jungen Frau auf, während sie fröstelnd an der Reling stand und dem Gewirr im Hafen zusah. Man musste ja deshalb nicht blöde sein, wenn man nicht gleich über alles Bescheid wusste, was an anderen Enden der Welt vor sich ging. Sie hatte eben ihre eigenen Interessen, und die hatten sich bislang vor allem auf Norderbrake konzentriert, nicht auf Wilde in irgendwelchen fernen Ländern der Erde.

Dann brüllte die Sirene zum zweiten und dritten Mal in einem Ton auf, der Neele in den Ohren schmerzte. Erschrocken klammerte sie sich an die Reling und riss den Mund auf, um zu verhindern, dass ihr die Trommelfelle platzten. Eine gute Minute lang sandte das Ungetüm seinen Abschiedsgruß über den Hafen, dann verstummte der infernalische Lärm, und Neele wagte es wieder, den Mund zu schließen. In ihren Ohren stach es wie von Hutnadeln. Feuchte Strähnen hingen ihr ins Gesicht. Von den unteren Decks und von der Pier erklangen vielstimmige Abschiedsrufe, als die dicken Stahltrossen gelöst wurden, mit denen die *Meisje Mariaan* an Land verankert war.

»Wir fahren!«, rief Paula überglücklich. »Ist das nicht wundervoll?«

»Ja«, stimmte Lennert ihr zu. »Aber wo ist eigentlich Frieder?«